

Michael Stiels-Glenn

Nachkriegskindheit

Ich bin Jahrgang 1952, sieben Jahre nach Kriegsende in Oberhausen im Ruhrgebiet geboren. Oberhausen trug vor der Einführung von Postleitzahlen hinter dem Ortsnamen die Erweiterung (RHLD.). Das bedeutete nichts anderes als Rheinland, erklärte man mir. Weil es nämlich mehrere Oberhausen gab, aber nur eines im Rheinland. Und damit meine Heimatstadt noch unverwechselbarer wurde, stand in großer Leuchtbuchstaben auf dem Dach der Höheren Handelsschule, eines der wenigen Hochhäuser in der Stadt: „Wiege der Ruhrindustrie“. Oberhausen hatte viele Kohlezechen, Eisenhütten und Stahlwerke. Hier wuchs ab dem 19. Jahrhundert die Schwerindustrie, und hier wurde der Reichtum der jungen Bundesrepublik produziert, und zwar von vielen Arbeitern.

Meine Welt als kleiner Junge war nicht die Stadt Oberhausen, sondern der Stadtteil Lirich. Eingeschlossen zwischen Rhein-Herne-Kanal, der Autobahn (ich lernte zu Hause sehr früh, dass der Hitler die hatte bauen lassen), einem riesigen Verschiebebahnhof und der Duisburger Straße war dieser Mikrokosmos mein Zuhause. Lirich mit seinen etwa 5000 Bewohnern war ein Arbeiterstadtteil, gut überschaubar selbst für einen kleinen Jungen. Mein Vater war ungelernter Bergmann auf der Zeche Concordia und wir bekamen deshalb eine Zechenwohnung in einer Bergmannssiedlung. Mehrfach hatte mein Vater Unfälle, im Bergwerk und mit dem Motorrad; es ging immer glimpflich ab. Aber meine Mutter sorgte sich darum, was sie denn machen sollte, wenn der Mann nicht zurückkam. Ihr steckte der große Krieg, die Luftangriffe und die Nächte im Schutzbunker in den Knochen und die zwei Inflationen nach den beiden großen Kriegen. Die Angst meiner Mutter war ansteckend und bis heute bin ich unruhig, wenn jemand nicht pünktlich zurückkehrt.

Unsere kleine Straße war ungeteert, gewalzter Schotter, so wie viele andere Nebenstraßen. Nur die Hauptstraßen waren gepflastert mit Kopfsteinpflaster oder asphaltiert. Als ich zur Schule kam, wurde unsere Straße „geteert“. Eine riesige Dampfwalze, Lastautos mit meterlangen Motorhauben und einem großen Behälter mit kochendem Teer, der herrlich aromatisch roch, ließen uns am Straßenrand stehen und zuschauen, wann immer wir zu Hause waren. Nennenswerten Straßenverkehr gab es nicht. Straßenbahnen pendelten mit Anhänger gemächlich - und in den Kurven laut kreischend - zwischen dem Westfriedhof und der Stadt hin- und her. Große Laster transportierten Güter über die Straße, die PKWs konnte man zählen. Die öffentliche Beleuchtung war spärlich: Gaslaternen, an denen die Jungen immer wieder hochkletterten und sie an einem Hebel an- und wieder ausschalteten.

Geschäfte gab es in Lirich nur wenige, es gab in den 1950er Jahren wenig zu kaufen und wenig Auswahl. Saddelers hatten eine Holzbaracke an der Ecke mit einer kleinen Auswahl an Lebensmitteln im dunklen und niedrigen Verkaufsraum. Höpken war größer. Die „Käsetheke“ umfasste: Holländerkäse, Edamer, Schweizerkäse, „Schmierkäse“, Rotkäppchen-Camembert und Harzer Stinkkäse. Ähnlich „groß“ war die Auswahl an Wurst. Es gab den Milchmann, bei dem es immer nach sauer gewordener Milch roch, obwohl der bloße Betonboden immer nass gewischt war, die Metzgerei Blanke in einer einfachen Baracke mit Holzdach. Die Mauern am hinteren Teil der Baracke eingestürzt vom Luftdruck der Fliegerbomben und Einschusslöchern

der Artillerie. Auf die andere Metzgerei im Stadtteil zeigte die Mutter regelmäßig und erzählte, wie dort 1943 eine Fliegerbombe am helllichten Tag acht Menschen getötet hat. In unserer Straße kamen mehrmals in der Woche Verkaufswagen durch: von der Brotfabrik, der Eiermann, der Gemüsemann kündigten sich mit einer großen Handglocke an, die der Fahrer aus dem offenen Fenster schwang. Es gab zwei kleine Bäckereien und die Budekes, an denen wir Kinder uns Bonbons kaufen konnten, wenn wir mal Geld hatten. Meistens rief uns ein Erwachsener zu sich: „Kannst du mal für den Onkel zur Bude gehen und eine Flasche Bier und eine Packung Eckstein (Zigaretten) kaufen? Da hast du auch fünf Pfennig.“ - das waren 10 Knöterich-Bonbons. Die Stadtmitte schien weit entfernt, war nur mit der Straßenbahn zu erreichen.

„Wir kommen aus Lirich - arm, brav und schmierig“, pflegte meine Mutter zu sagen. Wir, das waren die kleinen Leute, die nichts zu sagen hatten. Denn die da oben machten sowieso, was sie wollten. Das war die Hottefolaute - mir war als Kind völlig rätselhaft, was sich hinter diesem Wort verbarg. Erst viel später verstand ich, dass man das französische Wort Hautévoulee einfach lautsprachlich übernommen hatte; wichtiger war aber, dass wir eben nicht zu denen gehörten. In solchen Sätzen spiegelten sich die realen Lebenserfahrungen der kleinen Leute wieder.

Der Weltkrieg war sieben Jahre vorbei, als ich zur Welt kam. Aber er war auf zweierlei Weise ständig präsent:

Zum einen waren da die Kriegskrüppel mit hölzernen Gehstützen unter der Achsel, Männer mit Holzbeinen oder einem leeren Jackenärmel, der mit Sicherheitsnadeln hochgesteckt war. Kriegsversehrte fuhren in Dreirädern mit ledernem Verdeck und Mopedmotor herum oder hatten nur Handhebel zur Fortbewegung. Überall standen Hausfassaden mit leeren Fenstern, halb eingestürzte Mauern, notdürftig reparierte Dächer noch zehn Jahre nach Kriegsende. Da war ein Wildgelände, „Rüken“, wo wir eigentlich nicht hindurften, wegen der scharfen Munition, die dort noch liegen sollte.

Zum anderen gab es die immer wiederkehrenden Erzählungen vor allem der Mutter und der Tanten über die Bombenangriffe, das Rennen mit einem Bettbezug und der nötigsten Habe in den Keller, wenn die Zeit nicht reichte, um zum großen Luftschutzbunker unter dem Schlackenbergr der Zechen zu kommen, gerade mal 150m von der Wohnung meiner Großeltern mütterlicherseits entfernt.

Vieles kenne ich nur aus den Erzählungen meiner Mutter und meiner Tanten (Die Onkel blieben merkwürdig schweigsam über ihre Erfahrungen). Erinnerungen und Erzählungen sind nicht immer die zuverlässigsten Quellen: Denn niemand berichtet gern über etwas so, dass er oder sie in einem schlechten Licht dasteht. Und deshalb werden Sachverhalte weggelassen, da werden Sachzwänge bemüht. Trotzdem entsteht eine Atmosphäre durch diese Erzählungen.

Mein Vater, der 1941 nach Olfen zu einer Flakstellung einberufen wurde und wenig später mit nur 17 Jahren an die „Ostfront“ kam, hatte zeitlebens Alpträume, über Gefechte, den brennenden Panzer, aus dem er als Fahrer gerade noch entkam und die vierjährige Gefangenschaft bei den Russen. „Wir haben gehungert, aber die Russen hatten ja selbst nichts zu fressen,“ wiederholte

er in Erzählungen immer wieder. Meine Mutter verstand nicht, warum ihr Mann nachts schrie und im Schlaf sprach: „Er spinnt mal wieder vom Krieg,“ hieß es. Sie wusste es nicht besser, von einer Posttraumatischen Belastungsstörung war damals kaum etwas bekannt.

Andererseits erzählte meine Mutter fast genüßlich, wie ihr ältester Bruder, Onkel Karl auf Heimaturlaub war und in einer dieser Bombennächte im Türrahmen des Kellers stand, während das Haus unter den Detonationen der Bomben bebte und Sand und Putz aus der Decke rieselten. Onkel Karl hätte da gesagt, da sei er lieber an der Front, da könne man sehen, was auf einen zukommt. Bei einem dieser Angriffe wurde das Nachbarhaus getroffen und ein großer Schrank in der Wohnung der Großeltern stürzte bei der Explosion um. Dabei sei das Puppengeschirr zerbrochen, auf das meine jüngste Tante Elsbeth so stolz war. Dieses Detail ist mir sehr im Gedächtnis geblieben, der Schrecken um ein Puppengeschirr, während Menschen zu Tode kamen, verletzt wurden und Wohnungen ausbrannten. „Der verdammte Krieg“ versicherten sich die Mutter und ihre Schwestern wiederkehrend. Vaters Mutter war Kriegerwitwe aus dem ersten Weltkrieg, Onkel Gerd trug eine entstellende Narbe im Gesicht, von einem Granatsplitter. Er war Tante Ännes zweiter Mann, der erste war „Für Führer, Volk und Vaterland“ gefallen. Alles das war für mich als Junge Alltag, selbstverständlich, nur dass Krieg etwas schlimmes sein musste, war mir früh klar.

Eine meiner frühesten (gleichwohl lebendigen) Erinnerungen: Ich war wohl 5 Jahre alt und fuhr mit meinem Dreirad um unseren Häuserblock in der Bergmannssiedlung, als an der gegenüberliegenden Straße ein großer Militärkonvoi stoppte und Soldaten im Lebensmittelgeschäft an der Ecke Brot und Bier einkauften. Die vielen großen Militärlaster, die Uniformierten jagten mir eine Heidenangst ein. Ich nahm meinen Mut zusammen und fragte einen Soldaten: „Gibt es jetzt Krieg?“ Der Mann lachte und antwortete: „Ja, ja!“ Da fuhr ich mit dem Fahrrädchen so schnell ich konnte nach Hause, wo meine Mutter mit zwei Nachbarinnen vor den Häusern einen kleinen Schwatz hielt. Ich brüllte schon von weitem: „Mama, Mama, es gibt Krieg, es gibt Krieg!“ Die Erwachsenen schüttelten den Kopf, als die Militärkolonne losfuhr und auch hier zu sehen war. „Das sind Belgier“, versuchte meine Mutter mich zu beruhigen, „die sind hier Besatzer.“ Aber es brauchte einige Zeit, bis dass ich mich wieder beruhigte. Fahrten mit dem Dreirad ließ ich in den nächsten Tagen lieber bleiben.

Das Thema Frieden und Krieg aber begleitet mich seit der Kindheit, in Plakatworkshops mit dem Oberhausener Graphiker Walter Kurowski, mit Kurzfilmen über den Vietnam-Krieg bei den Oberhausener Jugendfilmfestspielen (parallel zu den Westdeutschen Kurzfilmtagen), an der Vorbereitungen ich als Juror teilnahm. Ein einjähriges Vorpraktikum im Oberhausener Friedensdorf e. V., wo Kinder aus Vietnam behandelt wurden über die Friedensbewegung der 1980er Jahre bis heute.

Michael Stiels-Glenn

80400 Ukunda

Kenya